KINDERALLTAG

René liegt im Bett, die Decke bis zur Nasenspitze hochgezogen und Lulu zu seinen Füssen. Es ist ein gutes Gefühl, sich an dem kleinen Hundekörper zu wärmen. Und gerade heute kann er ein wenig Trost gebrauchen. Seine Stimmung schwankt immer noch zwischen Wut und Trauer, die Welt der Erwachsenen ist so unglaublich ungerecht.

Als die Familie nach Berikon zog, hatten René und Röbeli die erste Klasse in Dübendorf bereits abgeschlossen. In Berikon wurde gerade das neue Schulhaus, nur wenige hundert Meter vom Wohnhaus entfernt, eingeweiht, als sie in die zweite Klasse kamen. Trotz des Altersunterschieds von neun Monaten hatte der Vater entschieden, dass sie in ein und dieselbe Klassenstufe gehen sollten. René war daher immer der Jüngste in der Klasse. Gemeinsam also kamen die Brüder in den zweifelhaften Genuss des Unterrichts von Fräulein Köpfli. Sie hatte diverse Methoden der Bestrafung auf Lager, wenn sich die Kinder nicht ihren Wünschen gemäss verhielten oder wenn sie nicht die Leistung erbrachten, die sie forderte. Röbi erinnert sich, wie er sie einmal mit ein wenig zu lauter Stimme „Salatkopf“ nannte und sich daraufhin unter dem Kruzifix auf ein Lineal knien musste, wo sie ihn vergass. Das Lineal war wie ein Kantholz geformt und eignete sich sowohl um Schläge zu verteilen, als auch, um die Kinder auf diese Art und Weise zu demütigen.

Auch René hat keine guten Erinnerungen an die Erziehungsmethoden von Fräulein Köpfli. „Schreibe ein grosses ‚F’ an die Tafel”, lautete eines Tages ihr Auftrag an ihn. Natürlich

Auf dem Weg in den Kindergarten in Dübendorf. Von links: Yvonne, Maya, Röbi, René und Erna

wusste René, wie ein grosses ‚F' aussah. Er ging nach vorne und malte sorgfältig in das Kästchen an der Tafel sein ‚F'. Die lange Linie auf dem linken Rand des Kästchens, der obere Strich auf dem oberen Rand des Kästchens und der etwas kürzere in der Mitte darunter. Ein perfektes ‚F', auf das ein Sechsjähriger stolz sein durfte. Fräulein Köpfli sah das nicht so: „Das ist falsch", keifte sie und befahl René, sein ‚F' wieder auszuwischen. „Mach es noch einmal!" Wieder machte René sich ans Werk: der lange Strich auf der linken Linie des Kästchens, der obere Strich auf der oberen Linie und der etwas kürzere Strich in der Mitte darunter. Fertig! Nun war Fräulein Köpfli richtig aufgebracht, dieses ‚F' entsprach nicht ihren Vorstellungen. Wütend trat sie den renitenten Schüler von der Tafel weg, der erschrocken zurückboxte. Was war an seinem ‚F' auszusetzen?! Das erfuhr er kurz darauf, als eines der Mädchen an die Tafel gerufen wurde und nun das ‚F' gehorsam über zwei Kästchen hinweg malte: „Ein großes ‚F' schreibt man

Im Klassenzimmer

über zwei Kästchen“ – das war die Botschaft, die der verstockte Schüler lernen sollte. Doch René lernte vor allem eins: In der Schule ist Vorsicht geboten. Und so hielt er sich künftig in allem zurück, auch in seinen Leistungen. An dieser Erwachsenen- und Wissenswelt war wenig Erstrebenswertes wie er fand, und es dauerte lange, bis er wieder Vertrauen zu einer Lehrperson fassen konnte.

Ob er die Geschichte mit dem grossen ‚F‘ zuhause erzählte? Vielleicht erfuhr die Mutter davon, vielleicht auch der Vater? René weiss es nicht mehr. Die Mutter hätte vermutlich nur die Schultern gezuckt: Autoritätspersonen wie Männer und Lehrerinnen wurden nicht infrage gestellt, schon gar nicht von einem Sechsjährigen. Und auch der Vater hätte sich kaum die Zeit genommen, mit Fräulein Köpfli über Erziehung zu diskutieren. Das war nicht üblich zu dieser Zeit. René bewahrte die Erinnerung auf, bis er sie irgendwann richtig einzuschätzen und zu bewerten wusste.

Doch der Schaden war schon angerichtet. Das Gefühl, ungerecht behandelt worden zu sein, gab René, der eigentlich gerne gelernt hatte, einen so grossen Dämpfer, dass er sich fortan nicht mehr besonders anstrengte. In der Primarschule fiel er mit seinen Leistungen hinter Röbi zurück. Die Brüder kamen in die Klasse von Herrn Erni. Beide vermieden es strikt, sich nebeneinanderzusetzen. Sie waren übrigens die einzigen Reformierten in der Klasse und fast auch im Dorf, die einzigen Protestanten unter lauter Katholiken, doch das störte in der Familie niemanden. Religion spielte weder für Robert noch für die drei Frauen eine wichtige Rolle. Erna, die katholisch war, hatte ohne Diskussion eingewilligt, dass René evangelisch erzogen wurde. René haderte allerdings damit, nicht beichten gehen zu dürfen wie seine Schulkameraden. Zwar wusste er nicht genau, was das war, dass es ihm verwehrt blieb, störte ihn jedoch sehr.

Das Schulhaus in Berikon war gerade neu errichtet worden und höchstens 500 Meter von zuhause entfernt. Dennoch nahmen die Kinder am liebsten eine Abkürzung über die Wiese des Bauern von nebenan, was regelmässig Ärger provozierte. Sie taten es trotzdem und scheuchten dabei die Hühner auf. Für das Wecken am Morgen und das Frühstück war Maya zuständig. Als Znüni bekamen sie ein Butterbrot mit, das René nicht mochte (und bis heute nicht mag) und daher verschenkte. Im Winter gab es ausserdem täglich einen Löffel Lebertran, der helfen sollte, Kinderkrankheiten vorzubeugen. René hasste das nicht nur wegen des penetranten Geschmacks, sondern vor allem, weil alle Kinder denselben Löffel benutzen mussten und er niemals als Erster, sondern immer als Zweiter oder Dritter an der Reihe war.

Ein Wohnzimmer gab es in dem Haus nicht. Der grösste Raum wurde als Atelier gebraucht und war auch so eingerichtet, mit drei oder vier Arbeitsplätzen und dem grossen Zuschneidetisch. An der Schmalseite stand der Fernseher, und wenn sich die Familie eine

Röbeli und René mit dem Pekinesesn namens Lulu

Fernsehsendung anschaute, sassen sie dort im Atelier. René lehnte neben Erna hinten an der Wand auf dem Arbeitstisch, an dem sie tagsüber bügelte. Unter dem Zuschneidetisch standen drei grosse Kartonschachteln mit Lumpen, wie sie die Stoffreste nannten, die dort gesammelt wurden, sortiert nach groben und feinen Stoffen sowie Futterseide. Alle drei Kinder liebten es, in diesen Kisten zu sitzen und zu spielen, wo es weich und behaglich war. Die Arbeit im Atelier erfolgte meistens stumm, die Frauen redeten nicht viel miteinander. Wenn der Vater dabei war, war der Raum erfüllt vom Rauch seiner Zigaretten, ausserdem beherrschte er die Kunst, mit Zigarette im Mund zu pfeifen, was er immer tat, wenn er guter Laune war.

Maya an ihrem Arbeitsplatz

Ebenfalls im Erdgeschoss lag die Küche, in der gegessen wurde und wo der Radioapparat stand, sowie das Schlafzimmer des Ehepaars Jenzer. Im Treppenhaus hing das prachtvolle Präparat einer Meeresschildkröte an der Wand, das Robert Jenzer einmal von einem Kapitän geschenkt bekommen hatte. Es ging später in den Besitz von René über, der es der Kantonsschule seines Sohnes André vermachte. Im ersten Stock gab es vier weitere Zimmer: Das Schlafzimmer der Buben, Yvonnes Zimmer und die beiden Räume, die Erna und Irma bewohnten. Später wurde oben noch ein zweites kleines Badezimmer eingebaut. Das eigentliche Bad lag unten im Erdgeschoss – einmal pro Woche war Badetag. Erna hatte einen kleinen Hund, einen Pekinesen namens Lulu, den René abends als Kuscheltier mit ins Bett zu nehmen pflegte, bis Erna kam, um ihn zu sich zu holen. René war dazu übergegangen, als Erster schlafen zu gehen, manchmal schon um 19 Uhr, da er dann das Zimmer für sich alleine hatte.

Als sie nach Berikon gezogen waren, lag ihr Wohnhaus noch etwas abseits an einer kleinen Naturstrasse. Doch das blieb nicht lange so. Die Hauptverkehrsstrasse wurde verlegt, sodass der Durchgangsverkehr direkt am Haus vorbeiführte. Dennoch verbrachten die Kinder viel Zeit draussen. Der eigene Garten, in dem es einen kleinen gemauerten Teich gab, war zwar nicht besonders gross, aber das Grundstück nebenan bestand nur aus einer Baugrube – ein idealer Spielplatz für die Geschwister. Ein anderer heimlicher Spielplatz mit grosser Anziehungskraft war die Mülldeponie. Der Müll wurde damals noch eingesammelt und einfach in grosse frei zugängliche Deponien gekippt. Zwei davon gab es in Berikon und dort gab es immer etwas zu entdecken.

Zu den Aufgaben der beiden Jungs gehörte es, Feuerholz zum Anfeuern des Kohleofens zu holen. Den Leiterwagen hinter sich her ziehend machten sie sich auf in den Wald, ein Weg, der elend lang werden konnte. Man durfte alles sammeln, was an Ästen und Zweigen auf den Boden gefallen war. Doch da sie natürlich nicht die Einzigen im Ort waren, die nach Holz suchten, konnte es sehr mühsam sein, bis sie die nötige Menge beisammen hatten. Feuermachen war ebenfalls Sache der Jungs oder vor allem von René, der diese Pflicht bereitwillig übernahm, weil er es gerne tat und gut konnte. Mit Papier und Holz entfachte er das Feuer und legte Steinkohle darauf, zum letzten Mal am Abend, um es in der Nacht warm zu haben. Meistens war am Morgen das Feuer erloschen und er musste wieder von vorne beginnen.

Der Kohlekeller ist René auch noch aus einem anderen Grund in Erinnerung: Hier wurde er von seinem Vater eingesperrt, wenn er nach dessen Meinung etwas ausgefressen hatte. Vorher, in Dübendorf, war es ein Verschlag unter der Kellertreppe gewesen, in den er gesteckt wurde und auch Schläge gab es gelegentlich. Robert legte seine Söhne ganz klassisch übers Knie und versohlte sie – auf den nackten Po versteht sich. René hatte oft Angst vor seinem Vater,

doch waren es die üblichen Erziehungsmethoden, die keiner der beiden Söhne dem Vater nachtrug, weil er dabei nie jähzornig oder bösartig war. Nichtsdestotrotz belasteten sie erheblich das Gerechtigkeitsempfinden des kleinen René. Viel zu oft wurde er nach seinem Gefühl für etwas bestraft, an dem er keine Schuld trug, etwa weil der Vater vergessen hatte, wem er einen Auftrag gegeben hatte, der unerledigt geblieben war. Um sicherzugehen, den Richtigen zu erwischen, wurden beide Buben bestraft.

Yvonne blieb dabei aussen vor. Entweder galten für sie als Mädchen andere Spielregeln oder sie passte sich besser an. Für Letzteres spricht die Geschichte von ihrem ersten „Nein“, die sie noch so gut im Gedächtnis hat: Sie war etwa 9 Jahre alt und sass auf dem Zuschneidetisch im Atelier. Die drei Frauen arbeiteten an ihren Plätzen, als Erna sie aufforderte, nach oben zu gehen und die Betten zu machen. Doch Yvonne antwortete: „Nein!“ Dieser Widerstand war etwas Neues. Er war so ungewöhnlich, dass alle drei Frauen ihre Arbeit liegen liessen und sie anschauten. Des Rätsels Lösung war einfach: Yvonne hatte die Betten bereits gemacht und es nur deshalb gewagt, so kühn mit „Nein“ zu antworten. Eine kleine Episode, die zeigt, welches Mass an Strenge im Hause üblich war. Es gab bestimmte Regeln, an die man sich halten musste: Beispielsweise galt während der Radionachrichten um 12.30 Uhr, direkt nach dem Mittagessen, absolutes Redeverbot – die Nachrichten waren Robert heilig.

Am Abend und am Mittag versammelten sich alle sieben Familienmitglieder, um die Mahlzeiten gemeinsam einzunehmen. Um 11 Uhr ging Erna in die Küche, damit um 12 Uhr das Essen auf dem Tisch stand. Irma war für das Znacht zuständig und bereitete oft Milchreis zu, den Yvonne und Röbi sehr mochten, René jedoch nicht ausstehen konnte, alternativ gab es Brot, Butter und Konfi. Die grösste Freude hatte René an Griesköpfli mit Himbeersirup oder an Poulet.

Ein besonderer Höhepunkt war es für die Jungs, mit dem Vater zum Wrestling zu gehen. „Catch-as-Catch-can" hiessen die Veranstaltungen, die damals im Hallenstadion stattfanden. René hörte eines Tages, wie der Vater Röbi fragte, ob er ihn dorthin begleiten wolle. „Moi aussi?", fragte René auf Französisch und der ungewöhnliche Gebrauch der Fremdsprache ist wohl der Grund dafür, dass ihm die Szene im Gedächtnis geblieben ist. „Ja, du kannst auch mitkommen", sagte der Vater und sie besuchten einige der Kämpfe, die damals ausgesprochen populär in Zürich waren. Es waren inszenierte Spektakel mit internationalen Darstellern, die klare Regieanweisungen betreffend ihrer Rollen erhielten. Einer musste immer den Bösen spielen, der andere den Publikumsliebling. Die Kämpfer hatten grossartige Pseudonyme, beispielsweise trat der „Würger von Lissabon" an gegen den „Blauen Engel von Paris". Ein Hauch der grossen weiten Welt wehte an diesen Tagen durchs Hallenstadion. Ein Glacé oder eine Portion Pommes Frites rundeten das Erlebnis für die beiden Jungs ab.

Von Montag bis Samstag wurde in der Schneiderei Jenzer gearbeitet. Am Sonntag jedoch konnten die Erwachsenen ausschlafen, das war eine Gelegenheit für die Kinder, Frühstück zu machen. Die Familie besass einen Schallplattenspieler und ein paar wenige Schallplatten. Obwohl Robert Jenzer Mitglied im Männerchor war, spielte Musik keine besonders grosse Rolle. René liebte Musik und legte gerne die „Moldau" oder „Wilhelm Tell" auf. Die Klänge schallten durchs Haus und der frische Kaffee duftete, wenn sie bei den Eltern an die Tür klopften, um sie für das Frühstück zu wecken. Später am Tag lud Robert oft die ganze Familie in sein grosses Auto, um einen Ausflug zu machen. Seine Kinder und seine Frauen sollten etwas zu sehen bekommen von der Schweiz, die Namen von Bergen, Tälern und Seen kennen lernen; und obwohl es ihn als Kind damals nicht interessierte, machte es René später mit seinem Nachwuchs genauso.

René, Robert, Erna und Röbi mit dem grossen Familienauto Plymouth

Am Steuer sass selbstverständlich Robert. Den Beifahrersitz teilten sich Irma und Röbi und auf der Rücksitzbank von links nach rechts sassen René, Erna, Maya und Yvonne. René kam also immer direkt hinter seinem Vater zum Sitzen. Da er den Zigarettenrauch nicht vertrug – Robert verzichtete natürlich auch beim Autofahren nicht auf seine Parisienne – wurde ihm regelmässig schon nach kurzer Zeit schlecht. Nur das geöffnete Autofenster schaffte bei gutem Wetter ein wenig Abhilfe. Meistens gab es bei diesen Ausflügen ein Picknick auf der Wiese. Ein Restaurant wurde nur bei besonderen Anlässen besucht, etwa wenn es einen Geburtstag zu feiern gab.

Eines Tages stand ein ganz besonderes Erlebnis auf dem Programm: Die drei Geschwister besuchten das Stadttheater und sahen „Peterchens Mondfahrt“. Die Geschichte vom Maikäfer Sumsemann, der sein Bein verloren hat und darum mit den Kindern Peterchen und Anneliese zum Mond fliegt, um es wieder zu holen, verzauberte René so sehr, dass ihn das Theater seitdem nie wieder losliess. Eine grosse Liebe war geboren, die ihn sein Leben lang begleiten sollte. Er begann damit, in seiner Freizeit Theaterstücke

zu lesen, völlig fasziniert von der fremden Welt, die sich in den Dialogen vor seinem inneren Auge entfaltete. Und als es mit 15 oder 16 Jahren darum ging, welchen Beruf er lernen wolle, antwortete er: „Schauspieler oder Sänger“, was seinen Vater nicht gerade entzückte.

Abgesehen von diesen Ausflügen und Anlässen gab es auch im Alltag einiges an Abwechslung für die Kinder: Jeden Freitag fuhr der Vater in die Stadt zur Firma Samuel Blum, um die Mäntel und Kostüme auszuliefern, die sie im Atelier fertig gestellt hatten, und um neue Aufträge und Stoffzuschnitte zu holen. Die Kinder liebten es, ihn zu begleiten. Insbesondere Röbi hat lebhafte Erinnerungen daran, wie galant sein Vater die Damen begrüsste, die für die Prüfung der Kleidungsstücke zuständig waren. Im Sommer brachte er oft herrliche Blumensträusse mit, die er und seine Frauen daheim gebunden hatten. Die Kostüme wurden auf Büsten gehängt oder manchmal auch von Mannequins Probe getragen und der zarte blonde Röbi liebte die Aufmerksamkeit, die er dort geschenkt bekam: „Ich war der Spielball dieser Frauen”, erinnert er sich mit leuchtenden Augen. René kam ebenfalls gerne mit zum Liefern und anschliessend zum Einkaufen in die Migros-Filiale am Manesse-platz, wo der Vater für rund 100 Franken jeweils die Lebensmittel für die kommende Woche erstand.

Alles in allem erinnert sich René an eine fröhliche Kindheit. Auf dem Papier hatte er zwar eine allein erziehende Mutter, die so gut wie keinen Kontakt zu ihren Verwandten pflegte, faktisch wuchs er jedoch mit Vater, Mutter und Geschwistern auf. Dazu kam, dass ihnen im Vergleich zu anderen Familien eine Menge geboten wurde: Reisen, Ausflüge, Fernseher, Telefon und überhaupt immer die modernsten technischen Errungenschaften – das war etwas, wovon viele der Schulkameraden und Freunde nur träumen konnten. Yvonne empfand das ähnlich, hatte aber im Vergleich dazu mehr unter den latenten Spannungen zu leiden, die es zwischen den

Erwachsenen gab und meint im Rückblick: „Es war keine sehr warmherzige Familie.“ Röbi schildert einerseits eine „Atmosphäre der überströmenden Liebe“, sagt aber andererseits, dass er als Kind „aufs Schändlichste behandelt wurde, getreten und geschlagen“, wobei Letzteres wahrscheinlich mehr im übertragenen Sinne zu verstehen ist.